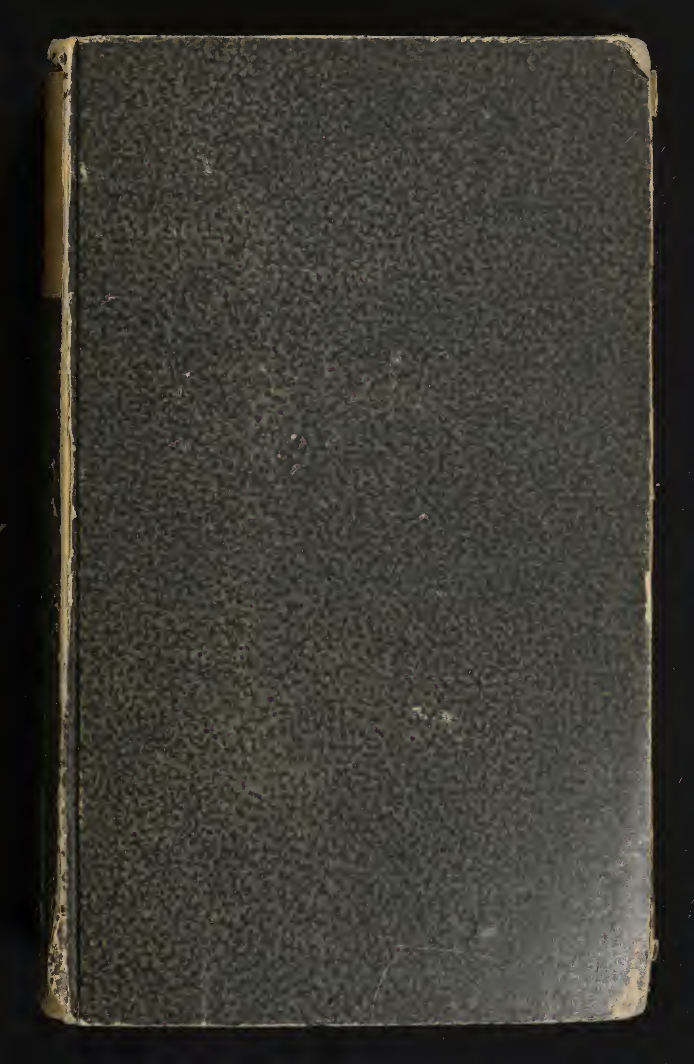


7. Lebenslauf Hermann Anandraja Kaundinja's, *)

von ihm selbst vorgetragen bei seiner Ordination am 20sten Juli 1851 zu Leonberg (Würtemberg) durch Herrn Lict. Carl Kapff, königl. würtembergischen Prälaten und Consistorialrath.

Ich bin geboren in Mangalur, Sonntag den 1sten des Monats C'aitra im Jahre Partiva nach dem bei meiner Kaste gebräuchlichen Kalender; nach dem hiesigen am 10. April 1825. Mein Vater hieß Ranga, aus dem Geschlechte Kaundinja; meine Mutter Rukmini, eine geborne Kansya. Mein Vater hieß mich Ananta, nach seinem Vater; allein ein Oheim von ihm, der gerade auf Besuch bei uns war, veränderte meinen Namen Ananta, welcher ein Name des Gottes Schiwa ist und der „Unendliche" bedeutet, in Ananda, was „(geistliche) Freude" bedeutet; so hieß ich von nun an mit dem viel gebrauchten Anhängsel Raja (Fürst), Anandaraja, das ist Freudenfürst oder Freuderich. Meine Muttersprache ist Sarasvata oder Konkana; ich redete jedoch auch Kanaresisch fast wie eine zweite Muttersprache; daneben auch Tulu und später Hindustani. Mein Vater war Advokat beim Gerichtshof von Mangalur. Er wünschte auch mich in der Regierung angestellt zu sehen, schickte mich daher, 4 Jahre alt, in eine kanaresische Schule, weil Kanaresisch die Sprache der Provinzial-Regierung ist. In dieser Schule lernte ich Lesen, Schreiben und Rechnen.

Die Erziehung meiner Eltern durfte ich jedoch nicht lange genießen. Sie starben mir beide, als ich noch nicht ganz 9 Jahre alt war. Dennoch hat mein Vater wesent-

*) Zum ersten Mal veröffentlicht in den vertraulichen Mittheilungen der evang. Missions-Committee zu Basel, neue Folge Nro. 15; das zweite Mal mit einigen Berichtigungen als Anhang des 12ten Jahresberichtes der deutschen evang. Mission in Kanara, Süd-Mahratta, Malajalam und den Nilagiris. Bangalur 1852, englisch.

lich Einfluß auf die spätere Richtung meines Geisteslebens geübt. Ich will zwei wichtige Begebenheiten aus der Zeit meiner frühesten Kindheit anführen. Mein Vater hatte meine beiden jetzt noch lebenden älteren Schwestern lieb; aber da ich der einzige Sohn und das jüngste Kind war, war ich sein Liebling, durfte daher oft vor dem Schlafengehen in seinem Bett an seiner Seite liegen und über Alles, was mir einfiel, reden. Hier geschah es einmal, ich war damals kaum 4 Jahre alt, daß ich an meinen Vater die Frage richtete: wie doch Gott aussehe? Daß ich die Götzenbilder nicht meinte, konnte er wohl begreifen, denn diese sah ich jeden Tag in meinem Hause. Wie ich zu der Frage nach Gott kam, weiß ich nicht; vielleicht durch die Götzenbilder selbst, vielleicht durch das, was ich meinen Vater über Gott und Gottes Wesen reden hörte. Jedenfalls muß ich mich geistig recht angestrengt und für die Sache interessirt haben; denn heute noch kann ich mir die Zeit, das Zimmer, vor Allem aber die Unterredung selbst recht lebhaft vorstellen. Seine Antwort lautete: „Gott ist wie eine Kugel (Gulo), ohne Glieder wie wir; Er ist unaussprechlich (ovacyu), formlos (nirakaru), eigenschaftslos (nirguru) und unveränderlich (nirvikaru)." Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf mein kindliches Herz; ich meinte, ich wisse nun was Gott ist. Von nun an hatte ich nicht die geringste Scheu vor den Götzen; einen solchen Gott glaubte ich, wie ihn mir mein lieber Vater beschrieben hatte. Doch als 4jähriges Kind war ich nicht im Stande, einen weiteren Gebrauch von der gewonnenen Erkenntniß zu machen.

Die zweite wichtige Begebenheit stand in Verbindung mit dem Tode meines Vaters, welcher am 6. des Monats Maga im Jahre Vijaga, im Febr. 1834, erfolgte. Einige Tage vor seinem Tode standen meine beiden Schwestern und ich an seinem Krankenbette. Bewegt sprach er zu meinen Schwestern: „Liebe Kinder, ihr seyd wohl versorgt in dem Hause eurer Männer; dieses aber, mein unmündiges Kind, (indem er auf mich deutete) hat Niemand, der sich seiner

annehmen würde.“ Am 6. Maga wußte er, daß dieß sein Todestag seyn werde, welches er dadurch zu erkennen gab, daß er zu den Umstehenden sagte, man möchte mir zu essen geben, damit ich nicht bis an den Abend hungern müßte. Ich war nämlich schon das Jahr zuvor von meinem Vater zum Bramana gemacht, durfte daher als Bramana gewordener Sohn nichts essen, bis meines Vaters Leichnam verbrannt worden war. Einige Stunden darauf ließ er Priester kommen. Es versammelten sich auch andere Verwandte um ihn. Er gab Almosen mit gewissen Ceremonien, setzte sich auf Darbasana, d. h. heil. Gras, was nur diejenigen thun, welche der Welt nach der Bramanaweise entsagen, trank ein wenig Gangeswasser, welches bei dem Priester Subbaraja-batta vorräthig war, und ließ sich aus der Bagavad-gita, einem durch und durch pantheistischen Gedichte, Einiges vorlesen. Er konnte aber noch nicht ruhig sterben; die Sorge für meine dunkle Zukunft hielt ihn noch im Leben zurück. Zwar hatte er für mein Durchkommen gesorgt, indem er mir einige liegende Güter, ein Haus und zwei Gärten hinterlassen konnte; allein ich war zu jung, für mich selbst zu sorgen. Seinen zwei leiblichen Brüdern konnte er nicht das volle Zutrauen schenken. Es saß aber neben ihm der Schwiegervater meiner jüngern Schwester, ein rechtlicher Mann; auf diesen durfte er sich verlassen. So faßte er mich denn bei der Hand und sprach zu mir: „Das ist dein Vater.“ Dann auf mich deutend, zu ihm: „Das ist dein Sohn.“ Er blieb noch eine kleine Weile sitzen; dann legte er sich nieder und starb.

Es ist begreiflich, daß die Worte und Handlungen meines Vaters vor seinem Tode nicht ohne Eindruck an mir vorbeigehen konnten. Ich war tief ergriffen von dem Allem. 24 Tage darauf starb auch meine Mutter, von der man gemeint hatte, sie werde vor ihrem Manne sterben. So stand ich da verlassen, verwaist, noch zu jung, recht zu empfinden und zu verstehen, was mir geschehen war. Ob ich gleich damals nicht wußte noch erkennen konnte, zu was mich dieses Alles treiben sollte, so war doch durch diese ge-

waltigen Ereignisse in meinem Kinderleben meinem künftigen Geistesleben gewissermaßen die Richtung vorgezeichnet, ihm angethan. Durch das lebendige Beispiel meines geliebten Vaters angeregt, wünschte ich das zu erkennen, was er erkannte, so geehrt zu seyn, wie er, so ruhig und gelassen zu sterben, wie er.

Dieß habe ich erzählen wollen, einerseits deßwegen, weil sonst meine künftige Lebensführung nicht recht verstanden werden könnte, andererseits aber auch deßwegen, weil mir das eine geschickte Gelegenheit darbietet, Ihnen zu Gemüthe zu führen, daß die Meinung Vieler in der Christenheit nicht richtig ist, — die Meinung, als wären die Heiden ohne Unterschied grausam, gottlos, innerlich und äußerlich versunken in das tiefste Elend. Es gibt viele rechtliche, ja ich möchte sagen fromme Heiden; was ihnen fehlt, ist nicht immer Ehrbarkeit und dergleichen, sondern sie ermangeln der Lebensherrlichkeit Gottes, und als solche haben sie keine Hoffnung des ewigen Lebens. Der edelste Heide ist unvergleichlich geringer als der geringste gläubige Christ; denn dieser hat das ewige Leben, jener hat's nicht. Es ist gut und nöthig zu wissen, daß nicht das äußere Elend, auch nicht immer das zerrüttete Familien- und Volksleben es ist, dem die Missionare abhelfen sollen, durch europäische Bildung; nein, diese bringt kein Haarbreit näher zum Leben Gottes, als das Heidenthum selbst; vielmehr muß den Heiden das ewige Leben dargeboten werden, das in Christo ist.

Neun Jahre alt wurde ich also ein Waise. Der Schwiegervater meiner jüngern Schwester konnte oder wollte als Kaufmann meine Erziehung nicht übernehmen. Er und Freunde kamen darin überein, daß mein jüngster Oheim in meinem Hause wohnen und mich auferziehen sollte. Ungefähr 8 Jahre stand ich unter seiner Leitung. In den ersten 5 Jahren studirte ich die Mahrattasprache und ein wenig Sanskrit, und lernte einige Stücke aus den Wedas, besonders was zum Hausgottesdienst nöthig war, auswendig. Jetzt fing ich auch Englisch an. Der Unterricht meiner Lehrer (ich besuchte einige Zeit die Privatschule eines Portugiesen,

später nahm ich Lectionen bei einem verabschiedeten englischen Soldaten) befriedigte mich aber je länger je weniger. Ich besprach mich daher mit meinem damaligen Nachbar Bhagavantaraja, jetzt Christian Kamsika, der, da er selbst bei den deutschen Missionaren Englisch lernte, mir rieth, in die von diesen neu gegründete englische Schule zu gehen. Ich wurde aufgenommen, wenn ich nicht irre, im Jahr 1840, nach der Einwilligung meines Oheims und meines Schwiegervaters. Ich hatte mich nämlich schon damals verlobt mit der 9jährigen Tochter des eingebornen Richters Janardaraja in Mangalur, was man bei uns schon Heirath heißt. In der Schule lernte ich Br. Mögling, der damals Vorsteher war, kennen. Er pflegte die Herzen seiner Schüler durch seine große, einnehmende Freundlichkeit bald zu gewinnen. Außer dem Englischen lernte ich unter Anderm auch ein wenig Arithmetik, Geometrie und Algebra. Von Natur hatte ich eine große Lust zu mathematischen Fächern; schon zu Hause machte ich mich bekannt mit Manchem der Art aus einem einheimischen sanskrit-kanaresischen Werk über Mathematik. Ich war deßwegen sehr erfreut, als Br. Weigle uns in der Mathematik zu unterrichten begann. Unter ihm wuchs meine Liebe zur Wissenschaft. Ich gedachte die Schule nicht so bald zu verlassen. Einer meiner Mitschüler, ein Freund von mir, wurde in der Regierung angestellt; mich selbst lachten meine Verwandten und Freunde aus, daß ich, wie sie mir spottend nachsagten, mit meinen Kindern *) in die Schule gehen wolle. Mein Oheim war nämlich nicht mehr mein Vormund; ich verwaltete mein Eigenthum selbst und lebte seit einigen Monaten ehelich mit meiner Frau. Ich bekümmerte mich jedoch nichts um Andere; denn ich hatte die Süßigkeit des Studirens geschmeckt und ich wollte das nicht halb liegen lassen. Das Jahr darauf sollte ich die Schule verlassen, um in der Regierung eine Anstellung zu suchen; aber jetzt ereignete sich etwas, was meinem ganzen Leben eine total andere Richtung gab: — meine Bekehrung.

*) Kaundinja hat keine Kinder.

Zuerst muß ich einige Umstände berühren, die meiner Bekehrung vorangingen. In der englischen Schule stand ich, ohne daß ich's wußte, unter dem Einfluß des Christenthums. Hier möchte ich besonders Br. Sutter erwähnen, der die englische Schule im Monsun 1841 übernahm, welcher jetzt Br. Hoch vorsteht. Sutter unterrichtete uns nicht nur in der Geometrie, sondern, was für meine Erzählung wichtiger ist, auch in der Bibel. Er las mit uns die Sprüche Salomonis. Einerseits die moralische Kraft des Buches selbst, andererseits aber nicht minder die ernste, feierliche und herzgewinnende Lehrweise des Missionars machten einen sehr starken und überaus günstigen Eindruck auf die Herzen der jungen Schüler. Auch das Wort Jesu: „Ihr sollt nicht schwören; sondern eure Rede sey ja, ja, nein, nein," verfehlte seine Wirkung an mir und meinen Mitschülern nicht. Ich z. B. entschloß mich, nicht mehr, wie meine Landsleute und ich selbst damals es bei jeder Kleinigkeit thaten, zu sagen: „Ach Gott!" sondern wo ich etwas betheuern sollte, sagte ich nur: „Ja, es ist gewißlich so," man mochte mir glauben oder nicht. Jetzt war ich etwa 16 Jahre alt. Ich redete von dem, was ich in der Schule gehört hatte, zu Hause mit meinen Verwandten. Denn die Moral war mir damals recht, wenn sie auch von den Missionaren kam; auf Ceremonien hielt ich eben nichts. Aber ein Onkel von mir, Schandappa, der in meinem Hause wohnte, fürchtete, ich möchte nach und nach in das Netz der Missionare gerathen, und suchte dem Unterricht Br. Sutter's durch die pantheistische Philosophie entgegenzuwirken. Es gelang ihm vollständig. Von Haus aus hatte ich große Neigung zu der Philosophie, der mein Vater ergeben war, und begierig verschlang ich die Lectionen meines Onkels. Zuerst lernte ich: „tat tnam asi" (das bist Du), d. h. das „Das", der Geist, das Brama, das All bist Du selbst. Dieß ist Gnana (Pantheismus). Das war mir süß. Nachher lernte ich von ihm und aus einem Buch Viveka cintamani (der Stein der Weisheit) (zur Beruhigung) daß es wohl einen Gott geben möge, übrigens Alles nur durch

das Zusammenwirken des Himmels, als der männlichen, und der Erde als der weiblichen Kraft werde und bestehe. Dieß ist Sugnana (Naturalismus oder Atheismus). Das gefiel mir schon. Aber auch dabei blieb ich nicht stehen; mein Onkel, ob er gleich selbst ein Naturalist war, und das Buch führten mich weiter, so daß ich zuletzt überhaupt das Daseyn alles Wesens läugnete, und daß das All und das Nichts mir gleich war. Dieß ist Vignana (Nihilismus). Jetzt läugnete ich Alles, wollte kein Ahambava (Ichbewußtseyn) mehr haben, glaubte die Missionare bemitleiden zu müssen, daß sie Karmikas, d. h. Werkmenschen waren, indem sie einen Himmel und eine zukünftige Vergeltung glaubten, hielt die Sünde für ein Unding, ward hochmüthig, wünschte jedoch vor Menschen ehrbar zu leben. Das war mein Zustand, als ich etwa im Juni 1843 an einem epidemischen Wechselfieber erkrankte. Merkwürdiger Weise betete ich in dieser Krankheit zu dem Gott, an den ich nicht glauben wollte, es möchte mir wieder gut werden. Unter der ärztlichen Behandlung eines Onkels von mir, nicht des Philosophen, und unter der Krankenpflege der Großmutter meines Schwagers, der auch krank darniederlag, genasen wir beide in drei Wochen. Nach meiner Genesung aber fand ich, daß ich mein Gedächtnißvermögen durch die Krankheit fast ganz verloren hatte. Was ich diese Stunde las, redete oder dachte, wußte ich die nächste Stunde nicht mehr. Besonders auffallend war's mir, daß all mein Englisch wie aus dem Gedächtniß weggeblasen war. Das betrübte mich, als ich einmal bei Br. Weigle in einem englischen Buche las, so sehr, daß ich mich des Weinens vor ihm nicht enthalten konnte. Auf seine Frage sagte ich ihm die Wahrheit; er aber meinte, es müsse etwas mehr dahinterstecken als das, verließ mich jedoch, und wie ich später erfahren habe, betete er für mich in einem andern Zimmer. Als er zurück kam, fand er mich etwas ruhiger und gab mir den guten Rath, wenn es sich bei mir wirklich so verhalte, so solle ich nur Gott bitten, Er werde mir schon ein Gedächtniß geben. Ich folgte seinem Rath, ob ich gleich merkwürdiger Weise

immer noch meinte, ich glaube nicht an Gott, und lernte auch fleißig, so daß ich in kurzer Zeit beides, mein Gedächtniß und meine frühere Kenntniß des Englischen zu meiner Freude wieder erlangte. Br. Mögling war damals gerade auf einer Missionsreise; diesem schrieb Br. Weigle Alles, was zwischen ihm und mir vorgefallen war. Auch Mögling meinte, es müsse etwas Weiteres hinter meinem Weinen stecken, ich wolle es nur nicht bekennen. Dieses glaubte er herauslocken zu müssen. Zu dem Ende las er mit meiner Classe Stücke aus einem engl. Schriftsteller (Shakespeare), die dazu geeignet waren, mir die Sünde und die Nothwendigkeit, die Sünde zu bekennen, zum Bewußtseyn zu bringen und mich aufzufordern, Gott um Vergebung zu bitten. Allein das war ein Irrthum, daß ich etwas bekennen sollte und nur nicht wollte; denn die Sünde ignorirte ich immer noch. Doch das thaten beide Brüder: sie beteten für mich, besonders Mögling, der seit Jahren Gott gebeten hatte, Er wolle mich ihm zum Geschenk geben. Das war recht und es geschah auch.

Es war der 24. November 1843, an welchem ich auf dem Heimweg von Hrn. Anderson, dem ersten englischen Richter in Mangalur, dem ich öfters aus einer kanaresischen Zeitung vorzulesen hatte, auch Br. Mögling besuchte. Er war gerade beschäftigt, wollte aber die Gelegenheit, mit mir zu reden, nicht vorübergehen lassen; daher reichte er mir einen christlichen Kalender in der englischen Sprache, von der religiösen Tractatgesellschaft herausgegeben, hieß mich in ein anderes Zimmer gehen und dort lesen, bis er fertig geworden wäre. Ich blätterte darin und las von ungefähr, menschlich geredet, die Anekdote von einem Gesetzgeber des Alterthums. Die Anekdote ist diese: Ein König machte ein Gesetz, daß Jeder, der den Ehebruch beging, seine beiden Augen verlieren sollte. Sein eigener Sohn übertrat das Gesetz. Der König war unparteiisch und verlangte die Vollziehung des Gesetzes auch an seinem Sohne. Dieser aber war beim Volk beliebt, welches daher den König um Schonung seines Sohnes bat. Der König war unerbittlich.

Doch aus Liebe zu seinem Volk und zu seinem Sohn ersann er ein gutes Mittel. Er ließ nämlich eines seiner eigenen Augen ausstechen und eines von seinem Sohne, wodurch es Jedermann offenbar wurde, daß es dem König mit seinem Gesetz wahrer Ernst sey; aber auch, daß er seinen Sohn und sein Volk herzlichst liebe, indem er es keine Fehlbitte wollte thun lassen. Jetzt heißt es in dem Kalender: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er sein eigenes Auge, den eingebornen Sohn gab, auf daß Jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe." Diese einfache Anwendung der Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich war betroffen, wußte nicht recht was ich thun sollte, war sehr bewegt, ging hin zu Mögling und wünschte Aufschluß über die Worte zu erlangen, in der Meinung, ich habe das Englische nicht recht verstanden. Mögling sah ein, daß der Zeitpunkt gekommen war, mir ans Herz zu reden. Er predigte mir das Evangelium, die Versöhnung durch Jesum Christum, die Sündenvergebung in seinem Blute und die Verheißung des heiligen Geistes, und bekräftigte dieses mit seinem eigenen Zeugniß, indem er sagte: „Entweder sind wir Alle Betrüger oder betrogene Thoren, oder wir haben Recht. In dem letzteren Falle ist es auch Deine Pflicht, an das Evangelium zu glauben." Ich konnte nichts reden und schwieg. Er sah die Bewegung in meinem Innern und lud mich ein, die Verheißung des Heils zu ergreifen ohne Aufschub, indem er hinzusetzte: „Wenn Du an Christum glaubst, so bekenne die Sünden, welche Dein Herz beunruhigen." Ich erwiederte: „Ich will meine Sünden bekennen." Da ich aber zögerte, bat er mich mit vieler Liebe und ermahnte mich im Namen Christi, mein Herz in dieser Gnadenstunde zu öffnen, frei ohne Zaudern und ohne Zweifel. Ich antwortete: „Ich kann nicht aussprechen, was ich zu sagen habe." Da sagte er: „Du hast nicht nöthig zu reden; sitze und schreibe;" und mit diesen Worten verließ er mich und begab sich in ein anderes Zimmer, um zu beten. Mittlerweile setzte ich mich und schrieb nieder, was ich zu sagen hatte. Noch heute ist es mir ein

Wunder, wie ich dazu kam, einem Fremden meine Sünden zu bekennen! Natürlicher Weise bekannte ich damals nur diejenige Sünde, welche mir als die größte erschien. Als Mögling zurück kam, las er das Geschriebene, war sehr bewegt und forderte mich auf, an seinem Bette niederzuknien und gemeinschaftlich mit ihm zu beten. Er dankte Gott für die mir geschenkte Gnade und bat Ihn um meine Bewährung. Wir standen auf und gaben einander die Hand als Brüder. Jetzt saßen wir einige Stunden lang bei einander, ohne zu essen und ohne die mindeste Empfindung von Hunger, redeten über die zu erwartenden Trübsale und Verfolgung, über den möglichen Verlust meiner Frau und Habe, über das Verstoßenwerden aus der Kaste und dergleichen. Mir aber war der gefundene Schatz so groß, daß mir alles Das dem Heile in Christo und dem Frieden in Ihm gegenüber wie Nichts vorkam. So saßen wir von ungefähr 10 Uhr an bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags. Ich verabschiedete mich und ging nach Hause, wörtlich hüpfend vor Freude. Zu Hause war Alles sehr betrübt, daß ich so lange ausgeblieben war. Später, als meine Bekehrung bekannt wurde, sagte mir mein Onkel, der Philosoph: „Ja, ja, ich habe es schon an dem Tage, wo Du so lange nicht kamst, an Deinem Gesicht, in Deinen Augen gemerkt, daß es mit Dir etwas Anderes geworden war." Durch meine Bekehrung wurden auch Bhagavantaraja, jetzt Christian Kamsika, und Mukundaraja, jetzt Jakob Kamsika, ermuthigt, sich zu Christo zu bekennen; diese und zwei andere aus meiner Classe und ich lasen jetzt täglich in der Bibel mit Br. Mögling und hielten gemeinschaftliches Gebet. Nach einiger Zeit machte ich meine theure Frau, mit der ich seit einigen Monaten ehelich lebte, mit dem Heil in Christo bekannt. Sie erschrak über meine ihr fremd klingende Sprache über die Sünde, Sündenvergebung, über den Heiland Jesum Christum, über andere Heilswahrheiten, und sagte es meinen Schwestern und ihren eigenen Eltern. Meine Freunde merkten die Veränderung, die mit mir vorgegangen war, und schöpften aus meinen öfteren Besuchen bei den

Missionaren Verdacht. Als ich am 24. December bei Br. Mögling war, kamen einige Leute, mich nach Hause zu bringen zu meinem Schwiegervater, bei welchem ich fünf Tage genau bewacht wurde. Am sechsten Tage wurde ich jedoch von dem damaligen Collector Blair in sein Haus eingeladen, von wo aus ich dann in das Missionshaus ging. Nach einer langen und ernsten Berathung mit Br. Mögling entschloß ich mich, hier zu bleiben, und ließ meinem Schwiegervater durch den Polizeidiener, den er mir als Schirmträger mitgegeben hatte, sagen, daß ich nicht im Sinn habe, zu meiner Familie zurückzukehren. Es war dieß am 30sten December. Sogleich kam mein Schwiegervater und eine große Anzahl Freunde und Verwandte, die mich zu überreden suchten, nach Hause zurückzukehren; aber vergebens.

Am 6. Januar 1844 wurde ich mit meinen zwei oben erwähnten Freunden und Brüdern von Br. Mögling in dem Namen des dreieinigen Gottes getauft, und er nannte mich nach seinem Namen „Hermann". Es handelte sich jetzt darum, was wir werden wollten. Eine Anstellung in der Regierung war freilich lockend; denn dort konnten wir hoffen, daß wir bald 5—600 Gulden, später auch 3—4000 jährliche Besoldung erhalten könnten. Wir sahen aber wohl ein, daß die Mission Arbeiter brauchte, und da der HErr uns so wunderbar herausgeführt hatte, so entschlossen wir uns, Ihm am Evangelium dienen zu wollen, was zu halten Er uns Gnade geschenkt hat. Meine beiden Freunde werden als Katechisten in der Mission arbeiten. Was mich betrifft, so mußte Br. Mögling im Jahr 1846 wegen gebrochener Gesundheit nach Europa zurückkehren, und er nahm mich mit.

Seit fünf Jahren bin ich nun in der Missionsanstalt zu Basel gewesen. Unter vielen Versäumnissen, Untreue, Schwachheiten und Sünden, doch unter der Gewißheit der Vergebung meiner Sünden, habe ich mich bestrebt, das zu studiren, was in der Missionsanstalt den Zöglingen dargeboten wird. In den Vakanzen besuchte ich alle Jahre das Pfarrhaus in Aldingen als mein elterliches Haus; denn

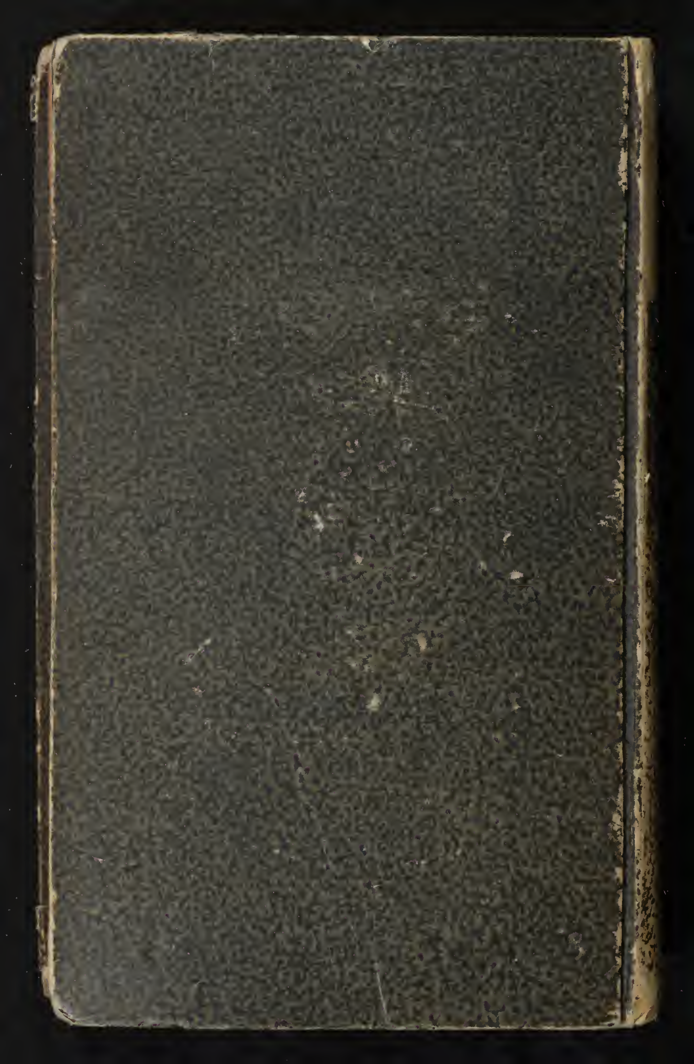
H. Mögling wünschte, ich sollte ihn als Bruder und seine Eltern als meine Eltern ansehen; und so habe ich mit ihnen als mit Eltern schon von Indien aus correspondirt. Bei ihnen habe ich auch die erste, in Christo herzliche, daher nie schadende Liebe genossen.

So fühle ich mich, geliebte Freunde, besonders verbunden mit der Schweiz durch das Missionshaus und mit Württemberg durch das Pfarrhaus in Aldingen, wie auch durch die Freundschaft und Gemeinschaft mit vielen Vätern und Brüdern in beiden Ländern. Der HErr wolle unsere Gemeinschaft in Ihm zur beiderseitigen Förderung, uns zum Segen und Ihm zur Ehre dienen lassen.

Geliebte Freunde! Ich habe Ihnen nun das Wichtigste aus meinem Leben vorzutragen gesucht. Ich habe es mit Freuden gethan. Ich kann aber nicht schließen, ohne meinen innigsten Dank auszusprechen gegen Sie, Freunde und Förderer der Mission, besonders der Basler Mission; denn durch diese bin ich zum Glauben an den Sohn Gottes, Jesum Christum, den Heiland, geführt worden. Zwar fühlt sich ein jeder gläubige Christ mit allen Gläubigen verbunden im HErrn, doch mit denen am meisten, die er in Jesu Christo erkannt hat. So ist ein bekehrter Heide zwar allen Freunden der Mission dankbar, doch am meisten denjenigen, deren Liebesthätigkeit ihn zum Heil geführt hat. So geht's mir auch; ich fühle mich zum besondern Dank verpflichtet gegen Sie, Freunde der Basler Mission in Württemberg, dessen Landesvater und die Kirchenbehörde vielversprechende, gläubige, kräftige Diener der evangelischen Kirche, dessen übrige Einwohner — Väter und Mütter, ihre Söhne und Töchter und alle Missionsfreunde, ihr Geld und Gebet meinem Vaterlande, ja meiner Vaterstadt geschenkt haben, und, wenn ich so sagen darf, mir geschenkt haben; denn in Hermann Mögling habe ich ja speciell diese Ihre Liebe genießen dürfen. Nun bitte ich Sie im Namen meiner Brüder in Indien: fahren Sie fort, diese Liebe in Christo gegen uns noch mehr, noch thätiger werden zu lassen. Ich bin

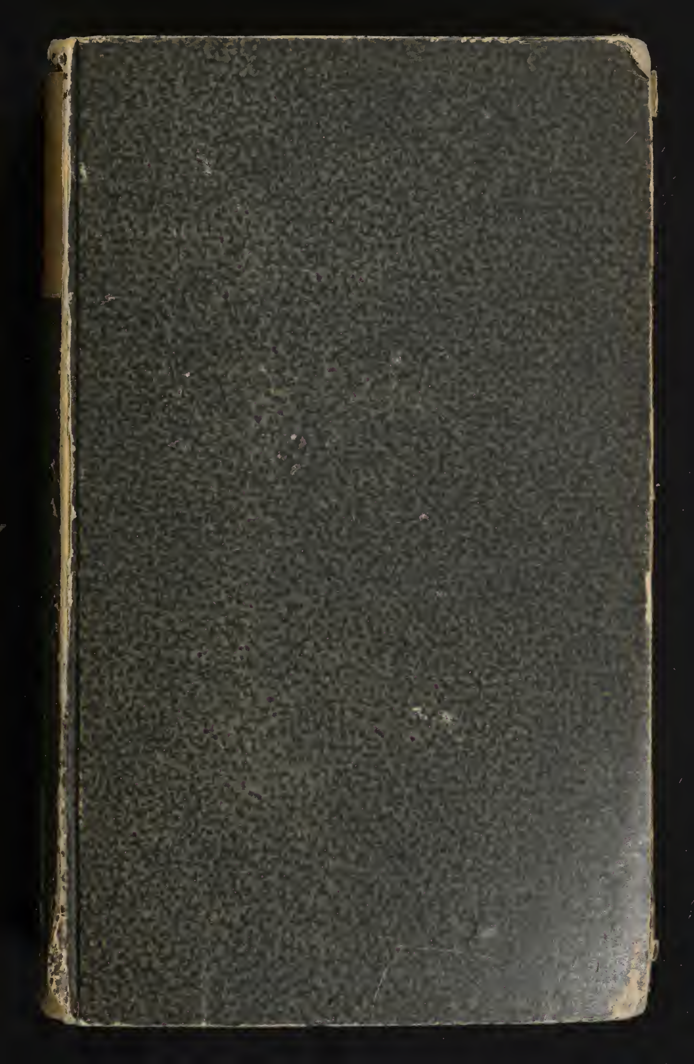
vollkommen überzeugt, daß Sie bereit sind, den neu entstandenen Gemeinden und den Heiden in meinem Vaterlande zu helfen. — Der HErr aber wolle unsere in Wirklichkeit vorhandene Gemeinschaft im heil. Geist immer mehr zum beiderseitigen Bewußtseyn bringen, damit Er in der Mutterkirche in Europa und in der Tochterkirche in Indien gleicherweise verherrlicht werde! Amen.

93, 96 f, 98
107 111, 134



lich Einfluß auf die spätere Richtung meines Geisteslebens geübt. Ich will zwei wichtige Begebenheiten aus der Zeit meiner frühesten Kindheit anführen. Mein Vater hatte meine beiden jetzt noch lebenden älteren Schwestern lieb; aber da ich der einzige Sohn und das jüngste Kind war, war ich sein Liebling, durfte daher oft vor dem Schlafengehen in seinem Bett an seiner Seite liegen und über Alles, was mir einfiel, reden. Hier geschah es einmal, ich war damals kaum 4 Jahre alt, daß ich an meinen Vater die Frage richtete: wie doch Gott aussehe? Daß ich die Götzenbilder nicht meinte, konnte er wohl begreifen, denn diese sah ich jeden Tag in meinem Hause. Wie ich zu der Frage nach Gott kam, weiß ich nicht; vielleicht durch die Götzenbilder selbst, vielleicht durch das, was ich meinen Vater über Gott und Gottes Wesen reden hörte. Jedenfalls muß ich mich geistig recht angestrengt und für die Sache interessirt haben; denn heute noch kann ich mir die Zeit, das Zimmer, vor Allem aber die Unterredung selbst recht lebhaft vorstellen. Seine Antwort lautete: „Gott ist wie eine Kugel (Gulo), ohne Glieder wie wir; Er ist unaussprechlich (ovacyu), formlos (nirakaru), eigenschaftslos (nirguru) und unveränderlich (nirvikaru)." Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf mein kindliches Herz; ich meinte, ich wisse nun was Gott ist. Von nun an hatte ich nicht die geringste Scheu vor den Götzen; einen solchen Gott glaubte ich, wie ihn mir mein lieber Vater beschrieben hatte. Doch als 4jähriges Kind war ich nicht im Stande, einen weiteren Gebrauch von der gewonnenen Erkenntniß zu machen.

Die zweite wichtige Begebenheit stand in Verbindung mit dem Tode meines Vaters, welcher am 6. des Monats Maga im Jahre Vijaga, im Febr. 1834, erfolgte. Einige Tage vor seinem Tode standen meine beiden Schwestern und ich an seinem Krankenbette. Bewegt sprach er zu meinen Schwestern: „Liebe Kinder, ihr seyd wohl versorgt in dem Hause eurer Männer; dieses aber, mein unmündiges Kind, (indem er auf mich deutete) hat Niemand, der sich seiner



Seite



Lith. v. E. Kaufmann in Lahr.

KNABEN-ERZIEHUNGS-ANSTALT FÜR DEN DISTRICT CANARA IN MANGALUR.

Erläuterungen zu der Abbildung des Knaben-Waisenhauses der Basler Mission in Mangalur.

Nro. 1. das Waisenhaus.

„ 2. des Aufsehers oder Hausvaters Daniel Wohnung.

„ 3. Haus des Katechisten und Mädchenschulmeisters Leonhard.

„ 4. der Ziehbrunnen.

„ 5. sind von Erde gemauerte und glatt gemachte Sitze oder Gänge, unter dem Vordach des Hauses angebracht.

„ 6. sind daran angebaute und oben als Sitze dienende Hühnerställe (auch von Erde).

„ 7. ebenfalls von Erde gemachte Sitze um die Kokosnußbäume herum, zur Zierde.

„ 8. Mattenweberei. Schnüre werden mit 2 Zoll breitem Zwischenraume durch ein langes, schmales mit Löchlein versehenes Brett gezogen, an Querstangen festgespannt; das Gras, eine Art Binsen, weberartig durchgeschoben und dann durch Ziehen des Bretichens festgeschlagen, wie beim Webstuhl.

„ 9. 10 und 11 ist Zubereitung des Grases.

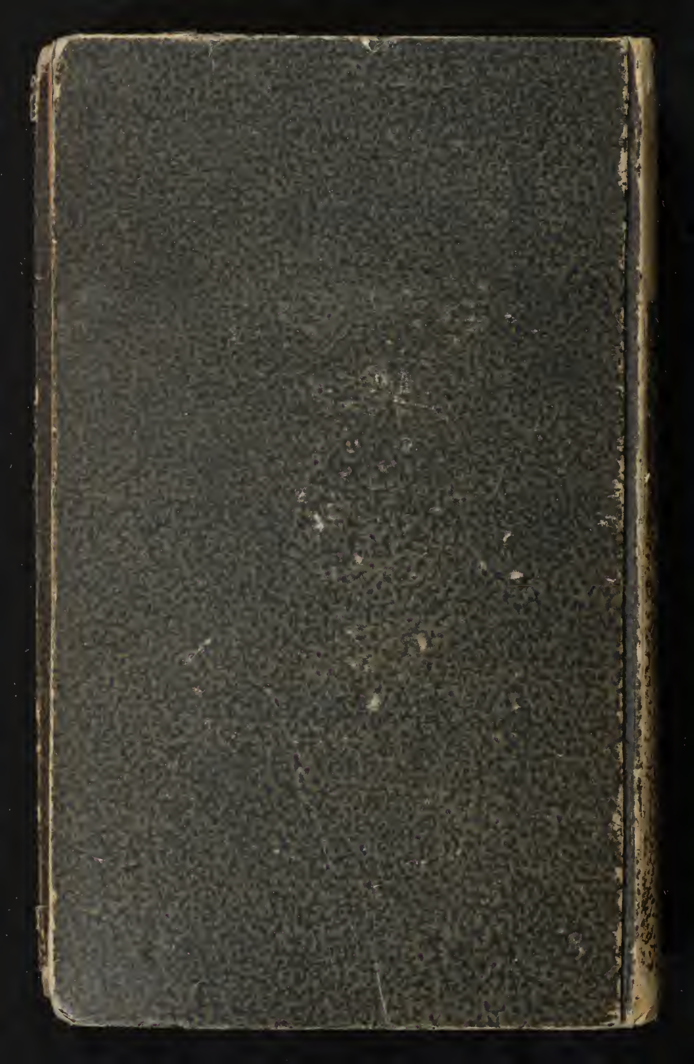
Die Knaben Nro. 9 spalten es, hernach wird's in der Sonne getrocknet und zusammen gebunden in Bündel, wie Nro. 10 hat. Dieser gibt den Webern ihren nöthigen Bedarf heraus. Er zieht zu dem Ende das Gras von gehöriger Länge aus dem Bund heraus.

Nro. 11 liest die beim Schütteln des herausgezogenen Grases wegfallenden kürzeren Gräser auf.

„ 12. drehen Schnüre für die Matten, und zum Verkaufen. Es werden von jeder Dicke gemacht. Der Stoff dazu wird von einer Aloe genommen, von der in Indien ganze Gehäge gepflanzt werden.

„ 13. zerschneidet die Aloeblätter in kürzere Stücke.

„ 14. schaben mit Kokosnußschalen die Haut des Blattes weg, bis die Fasern bloß und rein da liegen. Diese werden dann gewaschen, getrocknet und so ziemlich weiß. Hernach werden sie noch gehechelt und dann gedreht nach Nro. 12.



KNABEN - ERZIEHUNGS - ANSTALT FÜR DEN DISTRICT CANARA IN MANGALUR

Erläuterungen zu der Abbildung des Knaben Waisenhauses der Basler Mission in Mangalur

Nro. 1. das Waisenhaus.

" 2. des Aufsehers oder Hausvaters Daniel Wohnung.

" 3. Haus des Katechisten und Mädchenschulmeisters Leonhard.

" 4. der Ziehbrunnen.

" 5. sind von Erde gemauerte und glatt gemachte Sitze od Gänge, unter dem Vordach des Hauses angebracht.

" 6. sind daran angebaute und oben als Sitze dienende Hühne ställe (auch von Erde).

" 7. ebenfalls von Erde gemachte Sitze um die Kokosnußbäum herum, zur Zierde.

" 8. Mattenweberei. Schnüre werden mit 2 Zoll breitem Zw schenraume durch ein langes, schmales mit Löchlein versel nes Brett gezogen, an Querstangen festgespannt; das Gra eine Art Binsen, weberartig durchgeschoben und dann dur Ziehen des Brettchens festgeschlagen, wie beim Webstuhl.

" 9. 10 und 11 ist Zubereitung des Grases.

Die Knaben Nro. 9 spalten es, hernach wird's in Sonne getrocknet und zusammen gebunden in Bünd wie Nro. 10 hat. Dieser gibt den Webern ihren nöthig Bedarf heraus. Er zieht zu dem Ende das Gras v gehöriger Länge aus dem Bund heraus.

Nro. 11 liest die beim Schütteln des herausgezogen Grases wegfallenden kürzeren Gräser auf.

" 12. drehen Schnüre für die Matten, und zum Verkaufen. werden von jeder Dicke gemacht. Der Stoff dazu w von einer Aloe genommen, von der in Indien ganze G häge gepflanzt werden.

" 13. zerschneidet die Aloeblätter in kürzere Stücke.

" 14. schaben mit Kokosnußschalen die Haut des Blattes w bis die Fasern bloß und rein da liegen. Diese werden da gewaschen, getrocknet und so ziemlich weiß. Hernach wer sie noch gehechelt und dann gedreht nach Nro. 12.